

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ

1985

Linz 1986

Herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz

INHALT

	Seite
Impressum	IV
Abkürzungen	VIII
Anschriften der Autoren	IX
Vorwort des Bürgermeisters	XI
Vorwort der Schriftleitung	XIII
Walter Aspernig Der ehemalige Besitz des Chorherrenstiftes St. Nikola bei Passau im Raume von Linz. Ein Beitrag zur historischen Topographie	1
Herbert Erich Baumert Der rote „Passauer Wolf“ im Marktwappen von Ebelsberg	15
Gunter Dimpf Vom Wert und Unwert vorstädtischer Bausubstanz — das Haus Ottensheimerstraße 11 in Urfahr	21
Heidelinde Dimpf Wallfahrtsmedaillen vom Pöstlingberg	35
Walther Dürr Der Linzer Schubert-Kreis und seine „Beiträge zur Bildung für Jünglinge“	51
Helmut Feigl Die oberösterreichischen Weistümer als Quellen für die Geschichte von Handel und Gewerbe	61
Helmut Fiederer Nebenlager des Konzentrationslagers Mauthausen in der Hütte Linz der Reichswerke „Hermann Göring“	95
Josef Fröhler Überlieferte Linzer Jesuitendramen II	115
Walter Goldinger Bischof Rudigier und die Wiener Zentralstellen	149
Maria Habachér Dr. Karl Ludwig Freiherr von Reichenbach (1788 bis 1869), Wien Dr. Karl Wilhelm Mayrhofer (1806 bis 1853), Kremsmünster. Zwei Gefährten im Kampfe gegen die Intoleranz der exakten Wissenschaft	157
Siegfried Haider Zur frühen Linzer Stadtgeschichtsschreibung. Die „Kurze Beschreibung von der kayserlichen Haubtstatt Linz . . .“ auf breiterer Textgrundlage	175

Lucie H a m p e l	
Grabmalereien erhielten die Bekleidungsarten der Etrusker.	191
Über die Bekleidung der Etrusker.	
Wilhelm H a u s e r	
Des Marktes Ottensheim Ungeld und Urbarsteuer im 16. Jahrhundert	211
Helmuth H u e m e r	
Die Industriestadt Linz als Heimstätte alter Volks- und Handwerkskunst.	
Einige Gedanken und Berichte aus dem Leben gegriffen	235
Hans H ü l b e r	
Die älteste Schule in Linz	249
Willibald K a t z i n g e r	
Zufallsfunde zum Revolutionsjahr 1848	257
Heinrich K o l l e r	
Kaiser Friedrich III. und die Stadt Linz	269
Hanns K r e c z i	
Aufgaben und Wege der Linzer Stadtgeschichtsforschung.	
Rückschau auf Vorarbeiten	283
Hertha L a d e n b a u e r - O r e l	
Siedlungsschwerpunkte der Ur- und Frühgeschichte im Linzer Becken	323
Fritz M a y r h o f e r	
Einige Überlegungen zum ältesten Linzer Stadtsiegel	333
Josef M i t t e r m a y e r	
Linzer Persönlichkeiten aus dem Stamm Schnopfhagen — im Dienste	
der Heilkunst	343
Herbert P a u l h a r t	
Studien zur Bibliothek der Linzer Kapuziner zu St. Matthias	365
Isfried H. P i c h l e r	
Friedrich Wutschl (1837 bis 1922). Ein vergessener Linzer Maler	
und Restaurator	375
Wilhelm R a u s c h	
Fast ein Vierteljahrhundert Redaktion —	
dazu einige Gedanken im Jubiläumsband	381
Erwin M. R u p r e c h t s b e r g e r	
Zur Geschichte des antiken Lentia/Linz.	
Mit Beiträgen von Ämilian J. Kloiber und Anton Meyer	387
Traude Maria S e i d e l m a n n	
Wohnhaft in Linz. Randbemerkungen	407
Zdeněk Š i m e ě k	
Linzer Märkte und die Bibliothek der Rosenberger	415
Harry S l a p n i c k a	
Hitlers Linz-Planungen in den Gesprächen mit Gauleiter Eigruber	427

Peter Teibenbacher Die Handwerksbeziehungen des Stiftes Kremsmünster im 16. Jahrhundert, vornehmlich in der Zeit von 1570 bis 1600	437
Heinrich Teutschmann Der Figurenschmuck des Linzer Landhauses geistesgeschichtlich betrachtet	443
Kurt Tweraser Linz und Oberösterreich zwischen Liberalisierungsdiktatur und Demokratie. Politische Betrachtungen zur „unpolitischen“ Periode der amerikanischen Besatzung	461
Hans-Heinrich Vangerow Schiffleute und Schiffbestand an der Donau von Passau bis Wien anno 1566	481
Georg Wacha Linz auf einem Nürnberger Kalender für 1614. Reichstag und Türkenkrieg	505
Traute Zachariasiewicz Linz—Wien, 24 Stunden. Ein Augenzeugenbericht	525
Jiří Záloha Beziehungen der am Hofe der Fürsten zu Eggenberg in Český Krumlov (Böhmischt-Krumau) in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirkenden Künstler zu Oberösterreich	529
Franz Zamazal Eigenvorsorge der Volksschullehrer in Oberösterreich im 19. Jahrhundert. Das Pensions-Institut für Schullehrers-Witwen und Waisen	545
Rudolf Zinhaber Die General- und Kapitelsvikare des Bistums Linz. Herrn Generalvikar Prälat Mag. Josef Ahamer zur Vollendung des 50. Lebensjahres gewidmet	561

TRAUDE MARIA SEIDELMANN

WOHNHAFT IN LINZ

Randbemerkungen

Die polizeiliche Registrierung gibt dürr die Auskunft: „Wohnhaft in Linz“. Damit ist eine gewisse Distanz zu der Stadt ausgedrückt, man ist nicht ohne weiteres berechtigt, sich einen „Linzer“ oder eine „Linzerin“ zu nennen. Man wurde ja nicht hier geboren, die entscheidenden Jahre, die Kindheit, hat man nicht hier verbracht, die Eltern stammen nicht einmal aus Oberösterreich. Andere Landschaften, Städte, Orte sind dem Bewußtsein im Heranwachsen eingeprägt worden.

Indessen, man kam nach Linz, schlug nach und nach Wurzeln, blieb wie viele andere blieben, um hier zu leben. Zu leben im vollen reichen Sinn des Wortes, um hier zu arbeiten, Familien zu gründen, Kinder aufzuziehen, die Allernächsten zu begraben.

Linz — der Raum, mit dem ich durch mein Wohnen in Wechselbeziehung getreten bin, der Raum, der mich mit seiner Gegenwart umgibt — und wie sah die gestrige Gegenwart aus? Und wie die vorgestrig? Erinnerungen, Bilder tauchen auf wie durch ein umgekehrtes Fernglas gesehen, Streiflichter, Impressionen.

Beim Versuch, mich in ihnen zurechtzufinden, zu ordnen, läßt sich sogar eine vorsichtige Annäherung an Linz feststellen, eine stufenweise Eingewöhnung jedenfalls im Laufe der Zeit, eine langsame Umkreisung der Stadt in mehr als drei Jahrzehnten „Wohnhaftigkeit“ immer am äußeren Rande ihrer Bannmeile, während das Pendel der täglichen Arbeitsfahrt ins Zentrum und zurück schwang.

Die erste bewußte Begegnung mit Linz selbstverständlich auf der Durchreise. Ein kurzer Blick auf den alten Bau des Linzer Bahnhofes, soviel von ihm eben zu sehen war, ergab: Altösterreichische Bahnhofsarchitektur. Die kannte man bereits. Der Anlaß dieser Fahrt war ein Schulausflug, bei dem aus Bildungsgründen sowohl Wert auf ein Mittagessen im Speisewagen als auch auf eine Fahrt im „Feurigen Elias“ gelegt wurde. Linz blieb dabei zwar weitgehend unsichtbar und brachte sich nur bei der Rückfahrt mit großen schwarzen Lettern nochmals in Erinnerung. Wir aber, aus dem Waldviertel kommend, hatten Bekanntschaft mit dem attraktivsten Teil Oberösterreichs geschlossen, mit einer Landschaft in frischem, ja prickelnden Blau und Grün, in reinem Dur: mit dem Salzkammergut.

Ungefähr drei Jahre später dauerte der Aufenthalt schon einen halben Tag. Linz war aus seinem geruhsamen Dasein aufgestört worden, befand sich im Umbruch, Abbruch, Aufbruch, im Stadium einer ihm verordneten Verwandlung. Noch sah man vom Hauptplatz auf die Donau, ich überquerte sie auf der alten Eisenbrücke, an der Nibelungenbrücke wurde, glaube ich, bereits gebaut, kaufte ein in Läden an der Landstraße, zu denen man einige Stufen hinuntersteigen mußte, gab die ersten Abschnitte der neu eingeführten Kleiderkarte für Mühlviertler Blaudruck aus, hörte eine Mundart, in der, wenngleich städtisch gemildert und wohl auch persönlich nuanciert, dennoch die ganze Frische und Urwüchsigkeit des ländlichen Dialektes völlig neu und überraschend ins Ohr drang. Ein herberer Tonfall als der bisher bekannte. In ihm können sowohl freimütige Herzlichkeit als auch abwartende Zurückhaltung schwingen.

Der „historische Augenblick“ auf dem Linzer Hauptplatz hatte sich bereits vor mehr als einem Jahr ereignet und schon gab es Krieg.

Später das Mühlviertel! Wie anders war es. Eine sanfte ergreifende Trauer lag über den abgeschiedenen Hochflächen gegen Böhmen zu: Der Grundton, der Stifters Erzählungen durchzieht. Die Bäche in den tief eingeschnittenen Tälern gehen leise, klagend. Doch bescherte es Wundervolles: An einem frühen Wintermorgen im Autobus aus einem der Reichsarbeitsdienstlager im südböhmischem Randgebiet kommend, verschlug es mir von Leonfelden abwärts den Atem: Über Nebelfeldern erhob sich im Süden in ihrer ganzen Ausdehnung scharf und klar und überwältigend die Alpenkette.

Einen anderen Blick durch Nebel, in die Zukunft nämlich, aber als solcher freilich nicht deutbar, schien ein Plakat an einem großen Holztor in der Mühlkreisbahnstraße zu bieten, dort, wo die Autobusse nach Budweis, Krummau, Kaplitz, und ins Mühlviertel (wie noch vor wenigen Jahren) hielten. Das Plakat war von den Linzer Puppenspielen angeschlagen worden und zeigt den Kasperl und das Krokodil auf schwarzem Grund. Da ich die Hohnsteiner kannte, erregte es mein Interesse, doch kam ich damals nicht dazu, mir eine Vorstellung anzusehen, was ich noch heute bedauere. Und es war ja auch nur ein Aufschub.

An einem strahlenden Sommertag, 1944, auf einer Radtour in den Böhmerwald begriffen, über mir das tiefen Dröhnen eines Bombergeschwaders, sah ich bald Linz in Rauch und Qualm gehüllt.

Und kaum ein Jahr später flutete Panik von den Grenzen herein ins Innere, das Wirbeln und Kreiseln, das Durcheinanderschütteln der Flüchtenden erreichte seinen Höhepunkt, dann herrschte Stille. Das Kriegsende schnitt für längere Zeit alle Wege ab, legte Barrieren vor, häufte Hindernisse auf. Eine Pause gleich einer Lähmung folgte, dann setzte der Atem wieder ein, das Leben ging weiter.

1945 waren fast ein Viertel der Bevölkerung von Linz Flüchtlinge.

Der Linzer Bahnhof lag in Trümmern, feste Holzstege wurden als Übergänge über die Gleise gezimmert. Man mußte sie geraume Zeit benützen. Schutt, Bombentrichter, Ruinen, Baracken, Pappe, Provisorien. In Linz wie in allen anderen betroffenen Städten.

Es gab noch die Cafés. Kam man in den ersten Jahren nach dem Kriegsende nach Linz, gab man, vom Bahnhof kommend, sein Gepäck im Café Schönberger an der äußeren Landstraße ab, um Besorgungen zu erledigen oder Freunde zu besuchen. Man ging, sie zu sehen, auf dem Land und in der Stadt weite Strecken zu Fuß. Man ging ins Landestheater, nahm nachmittags im weiß-gold-rotsamtenen Saal mit einem Säulensitz vorlieb, um eine Oper zu hören, kam am Abend noch einmal, weil vielleicht ein Schauspiel gegeben wurde, oder besuchte nun die Kammerspiele im Redoutensaal, oder verfuhr umgekehrt. In Urfahr spielte das Volkstheater und in der Nähe der Unionstraße konnte man sich bei den Aufführungen einer Bauernbühne belustigen.

Die Stadt hatte wieder zu leben begonnen. Zum Straßenbild gehörten Jeeps und amerikanische Uniformen.

Und das war es! Die Demarkationslinie, der Eiserne Vorhang! Er trennte von Wien. Künstler von internationalem Rang fanden den Weg nach Linz. Ihre Ausstrahlung zog viele junge Leute an, bewog zum Bleiben. 1946 war eine Kunstschule gegründet worden. Sie wurde im Brückenkopfgebäude West untergebracht.

Im selben Haus etablierte sich die Neue Galerie, die in ihrer ersten Ausstellung Zeichnungen von Kubin zeigte.

Und die Literatur erst! Da waren Mauern eingerissen worden, neue, unbekannte Reiche taten sich auf! Im Amerikahaus fand man die großen amerikanischen Schriftsteller. Im Rathausfestsaal gab es Lesungen und Kammermusik, Lesungen auch in der Neuen Galerie, dort fanden auch Theateraufführungen, die ersten Stücke junger Linzer Schriftsteller, ein interessiertes Publikum.

Unter Dr. Ernst Koref als Bürgermeister nahm die kulturelle Entwicklung in dieser Stadt, die damals als Sitz der amerikanischen Militärregierung eine bedeutungsvolle Stellung in Österreich innehatte, einen raschen Aufschwung.

Wir blieben, weil uns Linz lebendig und voll Zukunft schien.

Man war „wohnhaft“ geworden und zwar zuerst — und passenderweise — in der Neuen Heimat, nahe der Salzburger Straße, die der alten Römerstraße folgt. Sie hieß noch Salzburger Reichsstraße wie die Wiener Straße Wiener Reichsstraße hieß. Lange war in diesen Straßennamen die Monarchie und ihre Weite gegenwärtig. Es begann das Leben an der Peripherie.

Peripherie, das ist das Aneinanderstoßen, das sich Durchdringen zweier grundverschiedener, unvereinbarer Lebensformen, ist offener Bruch oder sanfter Übergang, ein Raum mit der Unwirklichkeit aller Grenzbezirke.

Stadtrand, das sind Sportplätze, Schrebergärten, Werkstätten, Fabriken, verfallende Häuser, Baugerüste, Sandgruben, Steinbrüche, zu Abfallstätten entwidrigte Gehölze, aufgelassene Gärten, in denen vergessene Rosenstöcke, eine aufgegebene Linde, ein Birn- oder Apfelbaum neben Schutthaufen der Planierraupe entgegenwarten, Stücke Natur, die, wieder sich selbst überlassen, in ihrer abenteuerlichen Verwildering die herrlichsten Spielplätze bilden. Wohnwagen mit allem Hautgout des Desolaten gegenüber schmucken Häuschen, die im Verband vorrückend solcher Wildnis entschlossen die Stirn bieten, Stadtrand, das sind Bauernhäuser neben Kaufhöfen, Mietskasernen und Endhaltestellen an Feldrändern. Eine Zone der Ablagerungen und Ausschwemmungen, eine Zone ständiger Wandlung, in Unordnung geratene Ordnung und zugleich wieder Neuordnung.

So, im Stadium einer umfassenden Verwandlung hatte ich die Stadt selbst seinerzeit kennengelernt. So traf ich sie wieder. Und so, sich ständig verwandelnd von Jahrfünft zu Jahrfünft, von Jahr zu Jahr, sehe ich sie immer noch.

Aus der Stadt führten die Reihen der Holzmaster der Obuslinie hinaus. Dort draußen sah man zu, wie neben den Blöcken im bäuerlichen Vierkanterstil mohnbewachsene Schuttberge und Brachland verschwanden, eingeebnet, umzäunt und zu Baugruben wurden, Bagger ihre Arbeit begannen und neue Aushubberge entstanden, wie helle riesenfenstrige Kuben aus Beton emporschossen, in ungewohntem Gelb, Hellgrün, Rosa, Weiß oder Vergißmeinnichtblau leuchteten. Ein Farbenhunger wollte gesättigt werden, eine Farbenwut geradezu war ausgebrochen.

Der Hauptplatz begann festlich zu strahlen, die Pracht seiner Fassaden trat, durch weiß abgesetzte Gesimse und Lisenen, Fenstergiebel, Fensterumrahmungen und -bekrönungen noch erhöht, aufs schönste hervor. Ein Haus in tiefem Blau aber machte später immer noch Aufsehen.

In den Wiesen an der Traun lagen riesige Betonklötze, Reste der im Krieg begonnenen und nicht fertiggestellten Autobahn unter mehreren Hochspannungsleitungen. Auf den lehmigen Wegen zur Obus-Haltestelle trippelten im späten Winter Haubenlerchen. Dort draußen stand auch eine Fabrik — es gibt sie nicht mehr — in der man, wenn dringend nötig, bei Schicht- und Akkordarbeit ab und zu einige Groschen verdienen konnte.

An den Samstag- und Sonntagnachmittagen verkaufte im Foyer des Rathausfestsales eine überaus gewinnende ältere Dame Eintrittskarten zum Puppentheater. Das war Fanny Newald, als Persönlichkeit und Künstlerin eine der liebenswürdigsten Gestalten von Linz. Meist in lebhaftem Gespräch mit ihr begriffen konnte dort auch der Leiter dieses Unternehmens angetroffen werden, Franz Pühringer, Schriftsteller, ebenso eindrucksvoll wie eigenwillig. Hier war also dieses kleine Theater zu finden, diese Zelle farbigster und lebendigster Poesie mitten im düsteren Rathaus mit seinen kafkaesk verwinkelten steinernen Gängen

und Stiegen. Es ergab sich, daß mir in diesem Unternehmen mit „Instandhalten“ und „Aufschreiben“ eine Aufgabe zugeteilt wurde, die sich in ungeahnter Weise weitete zur Lebensaufgabe.

Im Kaufmännischen Vereinshaus hörte man Konzerte. Nachts flimmerten am Taubenmarkt die neuesten Nachrichten über die Fassade des Hauses Taubenmarkt Nr. 1 und verkürzten nach einem Theater- oder sonstigem festlichen Abend die Wartezeit auf die Straßenbahn. Sinfoniekonzerte mit großer Besetzung fanden jedoch in der Turnhalle der Diesterwegschule statt.

Der Protektor der Kunstschule, Clemens Holzmeister, kam, besichtigte eine Schulausstellung und es wurde von einem neuen Theater gesprochen. Die Fresken Max Weilers in der Friedenskirche erregten Diskussionen, ebenso wie später die neue Kirche am Bindermichl. Am entgegengesetzten Ende, in Urfahr, reihten sich an der Ausfallstraße in den Haselgraben, der alten Salzstraße, die gleichen Riesenvierkanter aneinander. Die Leonfeldner Straße, die sich dort in entschiedenem Bogen ins Mühlviertel wendet, war rechts und links mit Birnbäumen gesäumt, sie blühten wunderbar und im Herbst war der Asphalt bis zur Ontlstraße mit Mostbirnen bedeckt.

Wäschereien in Steg und Gründberg, ein Wiesenweg nach St. Magdalena. Spaziergänger auf der Trasse der Pferdeisenbahn prallten manchmal erschrocken zurück. Vor ihnen spritzte Sand auf oder ein Geschoß pfiff durchs Laubwerk. Ein kleiner Scherz russischer Soldaten, die unten auf dem Schießplatz in nächster Nähe des einstigen SS-Lazarettes, nun Spital für die Urfahrer Bevölkerung übten, nicht eben erholsam für die Patienten.

Aus den Baugerüsten, an denen man im Laufe der Jahre täglich vorbeigekommen war, hatten sich in rascher Folge Neubauten geschält. Die Handelskammer, das Unfallkrankenhaus, das Landestheater, die Harbachschule. Ein kleiner Teil nur der neu entstandenen Gebäude.

Der Weg in die Stadt, hin und zurück meist zu Fuß unternommen, wurde am Urfahrer Brückenkopf von einem gelangweilten russischen Posten unterbrochen, der den Identitäts-Ausweis zu sehen wünschte. Der Höhepunkt dieses Weges war — und ist es sicherlich noch heute — die Überquerung der Brücke. Ob der Silhouette der Stadt entgegen, die mit ihren Türmen den Vergleich mit anderen Städten nicht zu scheuen braucht, oder zurück den Pößlingberg vor Augen, der freie Blick stromauf- und stromabwärts ist zu jeder Tages- und Jahreszeit Freude, Erholung. Der Strom schickt im raschen Fließen kühlen Hauch herauf, teilt von seinem Leben mit, belebt. Hier ist ein Kapitel an Optik, mit dem umzugehen wahrhaftig größte Sorgfalt verlangt. Hell, den Himmel widerspiegelnd, ist die Donau stromabwärts, dunkler, dramatischer ist das Bild vor dem Freinberg, die Wasser, im Gegenlicht glitzernd, schwarzgrün im Winter, treten aus einer Klause, die der strenge Quader des Schlosses bewacht.

Vor einunddreißig Jahren regnete es im Juli tagelang und der Strom zeigte sich als das, was er ist: Eine Naturgewalt. Er trat aus den Ufern und überschwemmte mit lehmigen Fluten weite Teile des Stadtgebietes. Und auch dieser Anblick übte wie jedes Elementarereignis Faszination aus. Allerdings eine von grausiger Art.

Wieder zurück nach Süden, eine weitere Station in der Umkreisung: Kleinmünchen. Aus den Waldhügeln Urfahrs, in denen da und dort der Untergrund unvermutet zutage tritt, Blöcke von dunklem Gneis sich türmen, wechselten wir in die Fluss- und Aulandschaft an der Traun.

In die Kornfelder, die bis vor kurzem noch von der Kirche bis zur Straßenbahn reichten, waren bereits neue helle Wohnblöcke gewachsen. Ein weites Geviert unterm üppiger Schrebergärten erstreckte sich vor ihnen. Die im Krieg errichteten Häuserreihen standen düster,

noch im schwarzgrauen Tarnanstrich des Krieges, an ihrem Rande. Bäche und Werkskanäle durchzogen den Ort im Süden, allenthalben Brücken und Stege über dunklem, sachte ziehenden, oder sprudelnd gischtenden, in der Sonne blitzenden, dahinschießenden Wellen, und das oft nur durch wenige Meter eines Gartenstreifens voneinander getrennt. Häuser, feuchte Mauern neben, über ihnen. Feldwege führten in die Traunauen, Altwässer, Gerinne und Weiher, vom Eisvogel überflogen, verbargen sich im Gebüsch. Biotope.

In Kleinmünchen war noch etwas vom Wesen des alten geschlossenen Dorfes zu spüren, kleine Häuser engten die Dauphinestraße ein, Fronleichnamsprozessionen führten — und führen wohl noch — um die Häuserblöcke, am Sonntag vor Allerheiligen gab es den jährlichen Kirtag an der Denkstraße mit Buden, Ringelspiel und Autodrom. Es gibt ihn, höre ich, stark eingeschränkt, immer noch.

Die Kinder spielten anfänglich in den Getreidefeldern, bahnten Gassen durch das Halm-dickicht, bald begannen sich die Laute einer fremden Sprache in ihre Rufe zu mischen, man sah sie mit dunkeläugigen, schwarzlockigen Gefährten um die ausgebrannte Ruine der alten Spinnerei tobten, auf der bebenden Brücke vor dem „wilden Wasser“ schaudern, das dort unter dem Gemäuer hochaufspritzend hervorschoss. Allenthalben lehnten sich gebrechliche Hütten an alte Mauern, erhoben sich im Grünland, kleine Beete mit Zwiebeln und Paradeisern prangten, Gastarbeiter schufen sich ein grünes Domizil.

Unverändert fand ich — und finde es immer noch — jenes Haus, in dem am Beginn der „Wohnhaftigkeit“ Lebensmittel- und Kleiderkarten zu holen waren, das sogenannte „Gemeindehaus“.

Die „Duckanterln“ schwammen und tauchten in Scharen im stillen, baumumstandenen Gewässer des Mühlbaches, der sich an der Brücke weiherartig erweiterte, durch das bewegte Dickicht der Wasserpflanzen, Ziel so mancher Sonntagsspaziergänge mit Kindern und Enkeln. Ein riesiger Kastanienbaum wölbte sich über dunkles Wasser, über einen winzigen Gastgarten.

Eine neue Traunbrücke wurde gebaut, schwierigste Arbeit, die alte Brücke mußte dazu erst verschoben werden.

An den Stadträndern entstanden Einkaufscenter, Keimzellen, künftige Mittelpunkte neuer Vorortsiedlungen. Nach der Zeppelinschule mit der großzügig angelegten Grünfläche — wie viele Schulen wurden doch in der ganzen Stadt gebaut! — entstand in nächster Nähe eine Gießerei. Vor ihr drängten sich am Freitagnachmittag die Gastarbeiter in die wartenden Busse, um Kleinmünchen für kurze Stunden mit den Landschaften um Zagreb, Marburg zu vertauschen. Den Ebelsberger Marktplatz schloß seit längerem eine neue Giebelfront ab und die schönen Kastanien dort begannen zu kränkeln.

Und noch ein Bild aus diesen Jahren: Bevor die Denk- und die Zeppelinstraße gänzlich von hohen Wohnblöcken gesäumt waren, konnte man im Norden den Pöstlingberg sehen. Auch an einem gewittrigen Tag fiel der Blick auf ihn. Man traute seinen Augen nicht: Eine Turmspitze stand in Flammen.

Die alten Cafés sind in Linz bis auf zwei verschwunden.

Die „Sommerstraße“ muß man verlassen und es ist schicklich, sich einen Punkt zu suchen, der Distanz und Übersicht gewährt. Das kann in Linz nur der Pöstlingberg sein, mit seiner Kirche, das Wahrzeichen der Stadt, auch ein Vorposten, denn schon hinter ihm schieben sich Puchenau und Gramastetten ganz nah heran. Seine Südseite, die Schauseite eines Krippenberges mit vielen Wegen, Pfaden, Serpentinenstraßen zwischen übereinandergestaffelten Häusern, Gärten und Waldstücken wendet er der Stadt zu. In weitem Bogen führt die Trasse der Bergbahn bis dicht unter die Wallfahrtskirche. Manchmal bremst ein Wagen jäh seine Fahrt, ein Fasan steht auf dem Geleise. Staunenden Kindern wird ab und zu ein Reh

gezeigt. Und wie hübsch war es doch, fällt mir eben ein, als die Garnituren der Linie E vor der Neuen Welt ganz sacht innehielten: Eine Schar Hühner pflegte dort regelmäßig zu einer bestimmten Stunde die Geleise zu überqueren. Und jene Wagen der Linie 3, die an Tagen, in denen die Stadt in Nebel versank, optimistisch, tröstend und auffordernd mit einer Tafel vorne durch die Straßen fuhren: „Pöstlingberg Sonne!“, die gibt es auch nicht mehr. Damals saß man Ende Februar, Anfang März auf dem Berg schon in hellster warmer Frühlingssonne beim Mittagessen. Im Freien. Seit die Donau gestaut ist, sagen manche Pöstlingbergbewohner, steigt der Nebel viel höher.

Immerhin, je öfter die offenen Wagen fahren, desto besser der Sommer. Und es gibt ja auch noch die Grottenbahn. Im Winter bewegt sich auf der weißen Fläche des Nordhanges ein quirlendes Durcheinander bunter Flecken. Dort wird gerodelt, während die gleißenden Hänge der Mayr-Wiese, in den Fünfziger-Jahren noch Ziel dichter Scharen von Schifahrern, fast leer bleiben.

Um den Berg herum, hinein ins Mühlviertel, aber braust die tägliche Brandungswelle der Pendler und stürzt sich, immer neue Zuflüsse aus immer neuen Siedlungen aufnehmend, morgens hinunter in die Stadt.

Der Blick vom Berg geht über die Donau mit ihren Brücken und umfaßt die Plätze einstiger „Wohnhaftigkeit“. Sie liegen längst nicht mehr am Rande. Karl-Steiger-Straße und Flötzerweg verbinden Kleinhünchen mit der Neuen Heimat, Auwiesen prellt bis zur Traun vor, der Wasserwald zum Teil ist mit angrenzenden Feldern ein imposantes Erholungsgebiet geworden. In Urfahr breitet sich dort, wo einstmals das Barackenspital zwischen Feldern untergebracht war, die Satellitenstadt Dornach mit der Universität, unangetastet erstrecken sich hinter den Wohnblöcken an der Leonfeldner Straße die Wiesen, das Wasserschutzgebiet.

Da, das Zentrum: da, wo die Türme nebeneinanderstehen, wo sich die Atmosphäre verdichtet, Vergangenheit und Gegenwart ineinandergepreßt sind, das Leben schneller und heftiger pulsiert, in den innersten Gassen der Blick dennoch in eine Weite besonderer Art fällt, in die Tiefe der Zeit, da, wo sich die Schatzkammern und Speicher des Geistes und der materiellen Güter befinden, und auch die Fußgängerzone, Platz der Geselligkeit, Podium und Bühne, auf der „Freizeit“ aufgeführt wird. Und man zieht die Wege nach, die zu Fuß gegangen wurden, wenn im dicken Nebel Obus und Autobusse ihren Betrieb einstellten oder wegen Überflutung der Blumauer Unterführung die Straßenbahn kapitulieren mußte. Aus diesem Kern der Stadt hinaus an ihren Rand, den schon der ruhige Atem der Felder streift.

Apropos Bühne, Theater: Linz bietet vielfältigste Möglichkeiten zu Theatervergnügen, man kann in einer Saison auf einem guten Dutzend verschiedener Bühnen in seinen Genuß kommen. Ein seltener und besonderer wird mir aber hier, auf dem Berg, manchmal im Fasching zuteil. Die Theatergruppe Pöstlingberg spielt ein Volksstück.

Da sitze ich dann unter vielen anderen „Kasperlseelen“, während Kellner und Kellnerinnen sich durch enge Tischreihen, die Stirnseite zur Bühne, zwängen, und unser Vergnügen ist aufrichtig. Szenenapplaus wird reichlich gespendet, Lachstürme erregt bereits die Kostümierung an sich, Maskerade scheint geradezu Exhibition zu bedeuten, und das ist es: Man applaudiert ja Herrn X. oder Fräulein Y., die man kennt, zu seiner, ihrer Gewitztheit, sich aus einer Affäre zu ziehen. Es ist reinstes Schauspieltheater mit allen alten, liebenswerten Kasperlspäßen. Und welche Auswahl an Mühlviertler Dialektausdrücken! Hervorragende Naturtalente beherrschen souverän die Bühne. Und welche Regie! Nichts von Verkürzungen, Straffungen, Andeutungen! Hier wird dem Text des Autors aller Respekt erwiesen, keine Silbe wird angetastet!

An manchen Tagen liegt eine Dunstschicht über Linz, die Spitzen von Pfenningberg und Lichtenberg scheinen als blaßblaue Silhouetten darüber zu schweben, ein Bild von der Zartheit und Leichtigkeit japanischer Farbholzschnitte, chinesischer Aquarelle. Unter dieser Zartheit und Leichtigkeit verbirgt sich die Hexenküche.

Wenn Regenwetter herrscht und auf Linz gefiltertes grausilbernes Licht fällt, die Rauchfahnen über dem Industriegebiet im Westwind waagrecht liegen, wird das Brausen der Stadt leiser, verschwindet der Berg in den Wolken.

Ab und zu dringt etwas von der Duftwolke, die nichts mit der Rose gleichen Namens zu tun hat, herauf, kaum etwas von der Klangwolke, die als wahrhaftes Spektakel einem breiten Publikum im In- und Ausland bekanntgeworden zu sein scheint, von der „roten Wolke“ blieb der Dunst- und Qualmschleier und er leuchtet bei Nacht düster auf, wenn ein Hochofen angestochen wird. So ist allen Sinnesorganen Genüge getan.

Unter der Wolke wird in Linz zielstrebig gearbeitet. Aber es lebt auch „unter der Wolke“ im tiefsten, düsteren Sinn des Wortes. Doch angesichts des Brucknerhauses mit seinen Festspielen, der Uferpromenade, rauschender Springbrunnen, der Blütenpracht des Botanischen Gartens denken wir ungern daran.

Zu vieles, alles verdankt Linz seiner Industrie, der mächtigsten Österreichs, und diese aber wieder der realistisch überlegenden Tatkraft, der verbissenen Zähigkeit seiner Bewohner und seiner Umwohner in weitestem Kreis und schließlich auch dem erbitterten Fleiß der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, die hier wieder eine Heimat gefunden haben. Und wenn es so etwas wie das Bewußtsein einer Stadt gibt, so lebt darin, ihre Einwohner zusammengenommen, Linz und Österreich genau so wie Europa und die übrige Welt.

Die Probleme von Linz sind die der ganzen Welt. Aber es scheint, daß man sich hier wieder einmal zuerst und am härtesten mit ihnen auseinandersetzen, Entscheidungen treffen, Lösungen finden muß.

Vor Jahrhunderten reichte Oberösterreich für kurze Zeit bis zur Ybbs. An sehr klaren Tagen kann ich den beherrschenden Berg des niederösterreichischen Alpenvorlandes sehen, den slawischen „otzan“, den „Vaterberg“, den Ötscher, um den sich weite Strecken der Kinderlandschaft lagern. Er bestätigt es mir, wenn ich mich über das „wohnhaft“ hinaus längst als zuhause in Linz bezeichne.